

MARIATU KAMARA

mit Susan McClelland

Das Mädchen ohne Hände

PATTLOCH

Titel der kanadischen Originalausgabe:
THE BITE OF THE MANGO
Originally published by Annick Press, Toronto

Deutsch von Dagmar Mallett

Bibliografische Information: Deutsche Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2008 by Mariatu Kamara and Susan McClelland
Deutsche Erstausgabe © 2009 Pattloch Verlag GmbH & Co. KG,
München

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: privat © J. P. Moczulki, Toronto/Kanada
Satz und Gestaltung: Hartmut Czauderna auf Adobe InDesign
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-629-02229-5

**Bitte besuchen Sie uns im Internet:
www.pattloch.de**

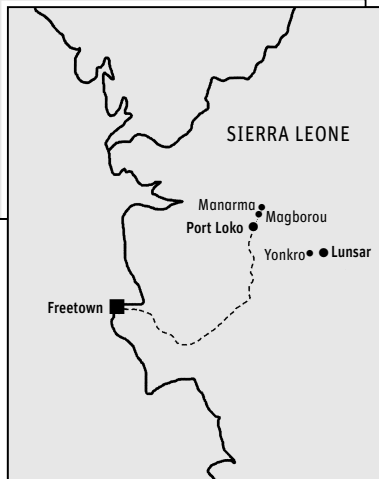
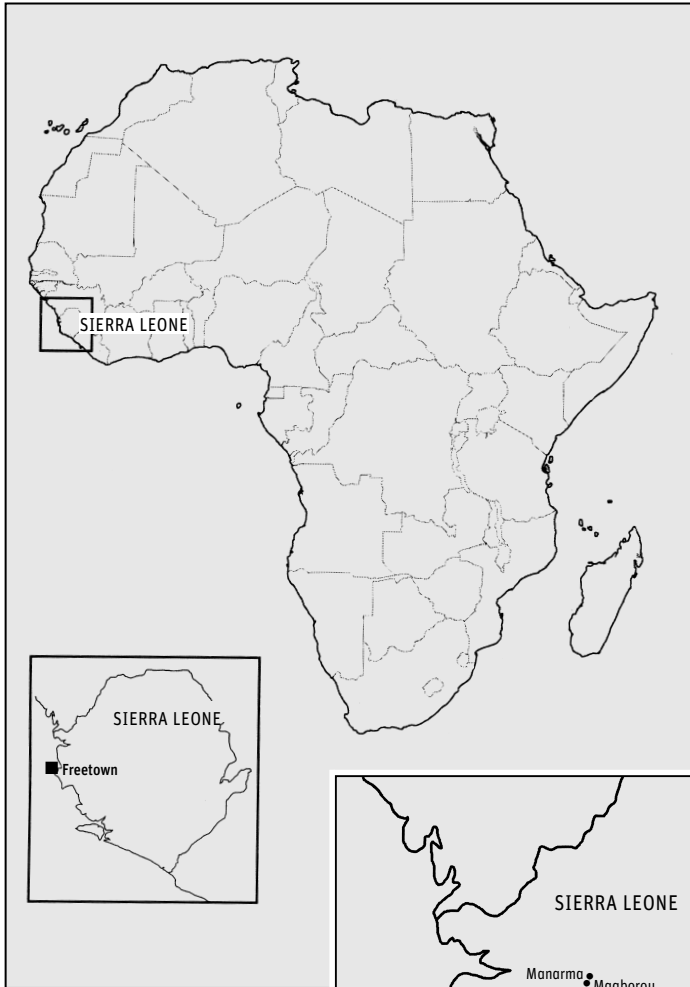
*Gewidmet all den Menschen,
die auf dieser Reise bei mir waren,
vom Anfang bis zum Ende.*

MARIATU KAMARA

*Meinem Großvater gewidmet,
der mir beigebracht hat, nie zu lügen
und furchtlos meine Wahrheit zu sagen,
und »der mein Engel ist«.*

SUSAN McCLELLAND

Das Mädchen ohne Hände ist das Ergebnis einer engen Zusammenarbeit zwischen Mariatu Kamara und der Journalistin Susan McClelland, die diese Geschichte auf der Grundlage zahlreicher Gespräche schrieb, in denen ihr Mariatu die schrecklichen und die hoffnungsfrohen Augenblicke ihres Lebens schilderte.



Mariatus Weg nach Freetown

Vorwort

In meiner Kultur werden Geschichten entweder erzählt, um Wissen weiterzugeben, um eine gestörte Beziehung zu kitten, oder um Zuhörer und Erzähler zu verzaubern. Mariatus Geschichte kann all das. Ich habe auf eine solche Geschichte gewartet, eine Geschichte, die uns alle an die Stärke und die Unverwüstlichkeit des menschlichen Geistes erinnert.

Das Mädchen ohne Hände ist der einzigartige, schonungslos ehrliche Bericht eines zwölfjährigen Mädchens, das zum Opfer eines der brutalsten Kriege des 20. Jahrhunderts wurde. Das Mädchen erzählt, wie es überlebte und ihr Leben neu begann, nachdem sie nicht nur ihrer Kindheit, sondern auch ihrer Hände beraubt worden war. Sie musste lernen, ohne ihre Hände auszukommen. Wie aber fühlt man sich, wenn man sich nicht einmal die eigenen bitteren Tränen aus den Augen wischen kann? Wenn man keine Hände hat, um sich wieder aufzurichten? Mariatu berichtet von diesen und vielen anderen Erfahrungen. Sie erzählt von verlorener Unschuld, von Verrat und Heilung in einer schwierigen und schrecklichen Zeit. Und sie beschreibt das einfache Leben, die kulturellen Eigenheiten und das Zusammenleben in einer eng verbundenen Dorfgemeinschaft in Sierra Leone – und sie erklärt, wie der Krieg in diesem Land eine Gesellschaft hervorbrachte, in der Verdächtigungen und Misstrauen alles beherrschte, in der sich Nachbarn gegen Nachbarn, Kinder gegen Kinder und Kinder gegen ihre Eltern wandten.

Diese kraftvolle und aktuelle Geschichte ist in einer einfachen Sprache erzählt, die sowohl die Unschuld der

Erzählerin als auch ihre Verzweiflung widerspiegelt. Sie schafft ein tiefes Verständnis für das Leid eines Kindes, das in den Wahnsinn eines Krieges geraten ist. »Es ist schwierig, über das zu reden, was im Krieg passiert ist, aber wenn man einmal angefangen hat, muss man auch weitermachen«, sagte Mariatu zu mir, als wir uns im April 2007 trafen. Ich glaube, dass diese Erkenntnis all das prägt, was ihren Alltag ausmacht.

Das Leuchten und die Freude in Mariatus Gesicht geben keinen Hinweis darauf, dass sie sich von dem verabschieden musste, was ihr lieb und teuer und vertraut war. Wer diese bemerkenswerte junge Frau kennt, wird eine neue Vorstellung davon haben, was es heißt, Opfer eines Krieges zu sein. Die Medien konzentrieren sich oft auf die Traumata der Menschen und vergessen darüber, von der Fähigkeit der Menschen zu erzählen, wieder heil zu werden. Mariatus Geschichte aber zeigt in all ihrer Menschlichkeit, was es bedeutet, sowohl Opfer als auch Überlebende zu sein, was es bedeutet, zur Veränderung bereit zu sein und mit neuer Kraft weiterzuleben.

Ich bin zutiefst dankbar, dass dank des Buches die ganze Welt diesem außergewöhnlichen Menschen begegnen kann.

Ishmael Beah
New York, Juni 2008

Kapitel 1

Mein Name ist Mariatu, und dies ist meine Geschichte. Sie beginnt in dem Jahr, als ich elf war. Damals lebte ich bei meiner Tante, meinem Onkel und meinen Cousins in einem kleinen Dorf in Sierra Leone. Ich war bei Marie, der Schwester meines Vaters, und ihrem Mann zu Hause, seit ich ein Baby war, und nannte sie bei ihren Kosenamen, *Ya* für Mutter und *Pa* für Vater. In Sierra Leone war es auf dem Land üblich, dass Kinder nicht bei ihren leiblichen Eltern aufwuchsen.

Unser Dorf Magborou war klein, wie die meisten Dörfer in Sierra Leone, und hatte etwa zweihundert Einwohner. Es gab acht Häuser aus Lehm und Holz mit einem Blechdach, in denen jeweils mehrere Familien lebten. Die Erwachsenen schliefen in den kleineren Räumen und wir Kinder gewöhnlich zusammen im Wohnraum, den wir den Salon nannten. Jeder packte mit an, und alle halfen, wo immer es notwendig war. Die Frauen kochten gemeinsam. Die Männer reparierten zusammen das Dach. Und wir Kinder spielten miteinander.

Keines der Kinder aus dem Dorf ging zur Schule. Meine Familie war, wie alle in Magborou, sehr arm. »Wir brauchen dich hier bei der Arbeit«, hatte Marie mir erklärt. Manchmal kamen Kinder aus reicheren Familien und Dörfern auf ihrem Schulweg durch Magborou. Einige dieser Kinder besuchten Internate in Freetown, der Hauptstadt von Sierra Leone. Wenn ich sie sah, wurde ich traurig, denn ich wünschte mir, selbst einmal eine große Stadt zu sehen.

Seit ich etwa sieben Jahre alt und kräftig genug war, einen Plastikeimer mit Wasser oder einen Strohkorb mit Getreide auf dem Kopf zu tragen, arbeitete ich vormittags

auf den Feldern von Magborou. In unserem Dorf besaß niemand eigenes Land, sondern alle bewirtschafteten die Felder gemeinsam. Wir bauten unterschiedliche Feldfrüchte an: Maniok – der Kartoffeln ähnelt –, Erdnüsse, Reis, Pfeffer und Süßkartoffeln. Alle vier Jahre wechselten wir dabei die Felder.

Obwohl nicht alle, die in Maries und Alies Haus lebten, miteinander verwandt waren, betrachteten wir uns doch als Familie und nannten uns Onkel, Tante, Cousin und Cousine. Mohamed und Ibrahim, zwei meiner Cousins, lebten bereits im Dorf, als ich, noch ein Baby, hinzukam.

Mohamed war ungefähr siebzehn – ich bin mir da nicht ganz sicher, weil die Leute im Dorf keine Geburtstage feierten oder auch nur wussten, wie alt sie waren. Mohamed war pummelig und hatte weiche Gesichtszüge mit warmen Augen. Er versuchte immer, die Menschen zum Lachen zu bringen, sogar bei Beerdigungen. Wenn jemand starb, blieben alle zu Hause und trauerten, normalerweise dauerte das drei Tage. Während dieser Zeit wurde auch nicht gearbeitet. Wir saßen beisammen, und die Erwachsenen weinten. Aber dann kam Mohamed herein und trieb seine Scherze über die Tränen der anderen.

»Wenn die Toten hören, dass ihr so eine Szene macht«, pflegte er zu sagen, »kommen sie als Geister zurück und fahren in eure Körper.«

Wenn die Leute ihn dann schockiert ansahen, fuhr er behutsamer fort: »Wirklich, die Toten sind gestorben, weil ihre Zeit gekommen war. Sie würden nicht wollen, dass ihr eure verbleibenden Tage hier auf Erden damit verbringt, um sie zu weinen.«

Mohamed war ein wirklich netter Mensch. Gab es einmal nicht genug zu essen, dann überließ er mir oder den anderen kleinen Kindern seine Portion und meinte: »Esst ihr nur, ihr seid noch klein und müsst wachsen.«

Ibrahim hingegen war völlig anders. Er war ungefähr ein Jahr älter als Mohamed, groß und dünn. Ibrahim spielte immer den Chef. Wenn wir auf den Feldern arbeiteten, kommandierte er mich und die anderen kleineren Kinder herum. Und gehorchten wir ihm nicht, so trat er wütend gegen eine Schaufel oder einen Eimer oder stürmte einfach davon.

Ibrahim hatte manchmal Anfälle, bei denen sein Körper sich verkrampfte, seine Augen wurden dann glasig, und Schaum stand ihm vor dem Mund. Erst viel später, als ich längst in Nordamerika lebte, erfuhr ich, dass er Epileptiker war.

In Magborou ging es lebhaft zu – ständig liefen uns Ziegen und Hühner vor die Füße. Nachmittags spielte ich Verstecken mit meinen Cousins und Freunden. Unter ihnen war auch ein Mädchen, das ebenfalls Mariatu hieß. Vom ersten Moment an waren wir ein Herz und eine Seele. Wir fanden es ungeheuer komisch, dass wir den gleichen Namen hatten, und konnten auch über eine Menge anderer Sachen lachen. Sobald wir alt genug für die Feldarbeit waren, bettelten wir bei unseren Familien darum, unsere Felder nebeneinander anlegen zu dürfen, damit wir nicht getrennt wurden. Abends tanzten wir zum Klang der Trommeln und dem Gesang der Dorfbewohner. Mindestens einmal in der Woche traf sich das ganze Dorf, um sich ein Theaterstück anzusehen, das einige von uns aufführten. Wenn ich mitspielte, war ich immer der Teufel, in einem tollen rot-schwarzen Kostüm. Nachdem ich eine Weile getanzt hatte, fing ich dann an, die Zuschauer zu jagen und ihnen Angst einzujagen wie der richtige Teufel.

Meine Eltern sah ich nicht sehr oft, aber als ich zehn Jahre alt war, besuchte ich sie einmal in Yonkro, dem Dorf, in dem sie wohnten. Eines Abends saßen wir nach

dem Essen noch draußen, und mein Vater erzählte mir von meinem Leben, bevor ich zu seiner älteren Schwester gegeben worden war. Die Sterne standen am Himmel, und der Mond schien. Ich hörte, wie die Grillen in den Büschen ihre langen Beine aneinanderrieben, und der Duft unseres Abendessens aus scharfem Pfeffer, Reis und Huhn hing noch in der Luft.

»Dein Geburtstag war ein Glückstag«, sagte mein Vater und zog an seiner langen Tabakspfeife. »Du wurdest im Krankenhaus geboren«, fuhr er fort – was, wie ich wusste, in unserem Dorf sehr ungewöhnlich war. »Deine Mutter rauchte Zigaretten, und zwar ziemlich viele, und als du gerade herauskommen wolltest, bekam sie Krämpfe und fing an zu bluten. Wärst du nicht im Krankenhaus gewesen, wo dir die Schwestern Medikamente für deine Augen gaben, wärst du heute blind.«

Mich schauderte einen Moment lang, als ich mir vorstellte, was für ein Leben das gewesen wäre.

An meinem Geburtstag war das Wetter kalt und regnerisch, erzählte mein Vater dann. »Das ist ein gutes Zeichen«, lachte er. »Es bringt Glück, an einem Regentag zu heiraten oder zu gebären.«

Für den Lebensunterhalt der Familie ging mein Vater im Buschland auf die Jagd und verkaufte das Fleisch der erlegten Tiere in der nahen Stadt auf dem Markt, neben den Bauern, die ihre Feldfrüchte anboten. Er schien allerdings kein besonders guter Jäger zu sein, denn, wie Marie mir erzählte, verdiente er auf diese Weise nicht viel Geld. Ich wusste auch, dass er immer wieder in Schwierigkeiten geriet und häufig im Gefängnis saß. Das Gefängnis war ein Käfig mit Holzstangen, der mitten im Dorf stand, damit sich alle den Verbrecher ansehen konnten.

Die Mädchen in Sierra Leone verbringen die meiste Zeit mit Frauen und anderen Mädchen, nicht mit ihren

Vätern, Großvätern oder Onkeln. Es war schön, so mit meinem Vater zu sprechen, und ich hörte aufmerksam zu, als er erklärte, wie es kam, dass ich bei Marie und Alie lebte.

Mein Vater hatte zwei Frauen geheiratet, wie es viele Männer in Sierra Leone tun. Die ältere Ehefrau hieß Sampa; die jüngere, Aminatu, war meine Mutter. Bevor ich geboren wurde, hatte Sampa schon zwei Söhne gehabt. Beide starben jedoch noch im ersten Lebensjahr. Als Sampa zum dritten Mal schwanger wurde, fragte mein Vater Marie, ob sie das Kind zu sich nehmen würde. Auf diese Weise, so hoffte er, würde es vielleicht überleben. Und so wurde Santigie, mein Halbbruder, drei Jahre vor mir geboren.

Kurz nachdem Santigie zu Marie gegeben worden war, wurde meine Mutter mit meiner älteren Schwester schwanger. Sampa gefiel das nicht. Sie war eine eifersüchtige Frau, die die Aufmerksamkeit meines Vaters für sich allein wollte. Als meine Schwester zur Welt gekommen war, bat sie deshalb meinen Vater sehr freundlich, Santigie wieder zurückzunehmen.

Marie war die Lieblingsschwester meines Vaters. Zuerst, so erzählte er mir, hatte er Santigie nicht wieder nach Hause zurückholen wollen, weil er wusste, dass er seiner Schwester damit weh tun würde. Aber schließlich, als Sampas Freundlichkeit in Ärger umschlug, gab er nach. Denn sie stritt mit meinem Vater, bis Santigie wieder in die Familie zurückkehrte. Marie war darüber jedoch sehr traurig.

Da wollte meine Mutter Marie und meinem Vater eine Freude machen und sagte Marie, sie könne das Kind aufziehen, das sie erwarte. »Ich weiß zwar nicht, ob es ein Junge oder ein Mädchen wird«, meinte meine Mutter zu ihr, »aber ich verspreche dir, dass du das Kind für immer behalten und dein Eigen nennen darfst.«

Sowie meine Mutter mich abgestillt hatte, wurde ich also zu Marie gegeben. Aus irgendeinem Grund, den sogar mein Vater vergessen hatte, gab Sampa auch Santigie wieder an Marie zurück, als ich ungefähr drei Jahre alt war. Mein Halbbruder und ich standen uns sehr nahe. Wir schliefen nebeneinander auf Strohmatten, aßen vom selben großen Teller und wuschen uns im Fluss gegenseitig den Rücken. Als wir älter wurden, ärgerten wir einander unaufhörlich. Aber drei Jahre später wollte Sampa dann ihren Sohn Santigie doch wieder zurückhaben. Santigie wollte zwar nicht zu ihr zurück, und ich wollte auch, dass er blieb, aber Marie und ich mussten ihn zu seiner Mutter zurückbringen.

Zu dieser Zeit waren Sampa und meine Mutter schon so eifersüchtig aufeinander, dass sie sich regelrecht prügelten. Es war schwer zu verstehen, worüber sie eigentlich stritten, weil sie so schnell und laut sprachen, aber sie zogen sich gegenseitig an den Haaren und bespuckten und traten einander. Wenn sie aneinandergerieten, zogen Santigie und ich uns zurück, bis wir mit dem Rücken an der Wand standen, starrten sie mit großen Augen an und legten die Hand auf den Mund, um nicht laut loszulachen. Der Anblick zweier erwachsener Frauen, die sich prügelten, mit blitzenden Augen, schaukelnden Brüsten und bis an die Hüften hochgezogenen Kleidern, war einfach zu lustig. Wenn ich Sampa und meine Mutter streiten sah, war ich immer froh, dass ich bei Marie aufwuchs. Ich wünschte mir nur, Marie dürfte auch Santigie großziehen.

Einige Monate, nachdem Marie und ich nach Magborou zurückgekehrt waren, hörten wir, dass Santigie krank sei. Es hieß, sein Bauch sei angeschwollen wie bei einer Schwangeren, und er sei so schwach, dass er das Bett nicht mehr verlassen könne. Die Medizinfrau habe ihm alle möglichen Mittel gegeben, aber nichts half. Und dieses

Mal, erzählte mein Vater mir, hatte er nicht genug Geld für das Krankenhaus. Santigie starb zu Hause, mitten in der Nacht.

Als Santigie tot war, erlebte ich etwas Merkwürdiges. Ich meinte plötzlich seine Stimme zu hören, die mich rief. Ich drehte mich um, aber niemand war da. Das geschah im Laufe des folgenden Jahres noch mehrmals. Ich fragte mich danach oft, ob Santigies Geist vielleicht über mich wachte.

An jenem Abend, als mein Vater mir von meiner frühen Kindheit erzählte, hörte er auf, als einige Kinder anfangen, in der Dorfmitte zu singen und zu trommeln. Es war ein Abend, an dem sich die Menschen von Yonkro versammelten, um zu singen, zu tanzen und sich Geschichten und Klatsch zu erzählen, wie wir es auch jede Woche in Magborou taten.

»Danke«, flüsterte ich meinem Vater zu.

Er nickte nur, stand auf und ging zurück zu den anderen in die Hütte.

Adamsay war Maries jüngste Tochter. Als kleines Kind war sie zu meiner Großmutter gegeben worden und kam zu uns, als ich ungefähr sieben und sie etwa zehn Jahre alt war. Damals begann ich zu verstehen, warum meine Mutter und Sampa so eifersüchtig aufeinander waren. Ich ärgerte mich, wenn Marie ihrer Tochter Adamsay neue Kleider oder zusätzliches Essen gab. Dann schrie ich Marie an: »Du hast sie mehr lieb, weil sie dein eigenes Kind ist!«

Meine Tante sagte dann immer: »Das ist nicht wahr!« Wenn ich mich weiter beklagte, verlor sie die Geduld und zog ein Tamalangba hervor, eine Art Peitsche aus einem überall wachsenden Unkraut mit einem langen, dicken Stengel. »Hör auf, so etwas zu sagen«, ermahnte sie mich und schlug mir damit auf den Po. »Es ist nicht wahr!«

Trotz meiner Eifersucht war ich froh, eine Schwester zu haben. Und Adamsay war sogar noch nett, wenn ich gemein zu ihr war. Sie gab mir manchmal von ihrem Essen ab und half mir, meine Röcke zu flicken, wenn ich sie beim Spielen zerrissen hatte.

In dem Jahr, in dem ich meine Eltern besuchte, erfuhr ich, dass einer von Alies Freunden mich heiraten wollte. Der Mann hieß Salieu. Er lebte nicht in unserem Dorf, hatte aber Verwandte dort und war daher oft zu Besuch. Eines Tages kam er zu mir, als ich gerade mit einigen anderen Kindern spielte, und stellte sich so dicht neben mich, dass ich seinen heißen Atem auf meiner Wange spürte. »Wenn du erwachsen bist, wirst du meine Frau«, verkündete er.

Ich bekam Angst. Als Salieu ging, lief ich weg und suchte Adamsay. »Was will dieser alte Mann von mir?«, fragte ich sie.

»Vielleicht will er dich küssen«, lachte sie.

»Igitt, wie eklig!«

Adamsay scherzte weiter und meinte, es könnte schlimmer kommen. »Stell dir vor, du würdest mit Abou verheiratet.«

Wir kicherten und stellten uns den alten Witwer aus Magborou vor, der seine Tage damit verbrachte, im Schatten neben seiner Hütte zu sitzen und auf den Boden zu starren. Wir machten uns ein Spiel daraus, alle Männer in Magborou durchzugehen und sie nacheinander mit den jungen Mädchen zu verheiraten. Ich brachte Adamsay mit dem Dorfvorsteher zusammen, eine Art Bürgermeister von Magborou, ein hochgewachsener, dünner älterer Mann, der schon eine große Familie hatte.

Salieu kam einige Tage, nachdem er mich angesprochen hatte, mit seinen Eltern ins Dorf, um mit Marie und Alie zu sprechen. Adamsay und ich wurden nach draußen

zum Spielen geschickt, obwohl es schon spät war und wir am nächsten Tag früh aufs Feld mussten. Wir hockten unter dem Fenster und spitzten die Ohren, um zu lauschen. Aber wir verstanden nichts, weil drinnen nur ganze leise gesprochen wurde.

Am nächsten Morgen nahm mich Marie beiseite, als wir gerade Süßkartoffeln pflanzten, und sagte, dass Salieu mich als seine zweite Frau wollte. Er würde mich in einigen Jahren heiraten, meinte sie ganz sachlich.

»Ich will Salieu nicht heiraten«, erklärte ich Marie.

»Aber er ist der Freund meines Mannes, Mariatu«, erwiderte sie und hörte auf zu pflanzen, um mir einen strengen Blick zuzuwerfen. »Wenn du niemand anderen findest, wirst du ihn heiraten.«

Es dauerte nicht lange, bis ich bemerkte, dass ich tatsächlich Gefühle für jemand anderen hatte. Musa war ein netter Junge, nur ein oder zwei Jahre älter als ich, und kam aus einem nahe gelegenen Dorf. Seit wir klein waren, hatten wir uns immer wieder beim Pflanzen gesehen, weil seine Familie auch unsere Felder bearbeitete. Er kam oft abends mit seiner Familie zu uns ins Dorf zum Singen und Tanzen.

Eines Nachmittags hörten Musa und ich auf zu graben, setzten uns nebeneinander und redeten. Wir klatschten über die anderen Kinder. Dann gingen wir im Fluss schwimmen und spritzten uns gegenseitig nass. Danach saßen wir am Ufer und ließen unsere Zehen im kühlen Wasser baumeln. Das wurde bald zur Gewohnheit: Wir hörten früh mit der Arbeit auf, unterhielten uns, gingen schwimmen und redeten danach weiter. Ich war gern bei Musa. Mein ganzer Körper wurde warm davon.

Eines Tages nahm Musa meine Hand und erklärte, wenn wir älter wären, würden wir heiraten und zusammen Kinder haben.

Ich erzählte es Marie. »Musas Vater ist reich«, schnappte sie. »Er wird nicht zulassen, dass sein Sohn ein armes Mädchen heiratet.«

Mir wurde übel. Ich sagte nichts, weil Kinder in Sierra Leone beigebracht bekommen, den Älteren nicht zu widersprechen. Doch als ich an diesem Abend schlafen ging, weinte ich. Ich verbarg mein Gesicht so gut es ging vor Adamsay, damit sie meine Tränen nicht sah.

Am nächsten Tag sah ich Musa auf den Feldern und lächelte, als er mich ansah. »Wenn sein Vater sieht, wie glücklich wir beide sind, dann wird er nichts gegen unsere Heirat haben«, sagte ich mir. Ich erinnerte mich daran, wie mein Vater gesagt hatte, ich sei ein Glückskind. »Vielleicht habe ich hier auch wieder Glück«, dachte ich.

Aber dann tauchten plötzlich die Rebellen auf, und alles änderte sich.

Es begann in der Trockenzeit, als ich elf Jahre alt war. Es gab Krieg in Sierra Leone, und unser Dorfvorsteher hörte, dass die brutalen Rebellen, die im Osten des Landes Dörfer zerstörten und Menschen umbrachten, auf Magborou zumarschierten. Die Rebellen wollten die Regierung stürzen, da sie korrupt sei. Sie beschuldigten die Regierung, das Volk im Stich zu lassen. Die Rebellen gehörten verschiedenen Stämmen aus ganz Sierra Leone an, und manche von ihnen waren *Temne* wie wir. Ich konnte nicht verstehen, warum sie arme Leute umbrachten oder unsere Dörfer einnahmen, uns unser Essen wegaßen und in unseren Häusern schlafen wollten. Aber das hatten sie anscheinend vor.

Wann immer wir Gerüchte hörten, die Rebellen seien in der Nähe, befahl der Vorsteher allen Dorfbewohnern, in den Busch zu fliehen. Beim ersten Mal ließen wir alles stehen und liegen und nahmen nichts mit. Dann versteck-

ten wir uns tagelang im Busch und lauschten dem Knurren unserer Mägen. Nachdem wir wieder sicher zurück im Dorf waren, dachten sich Marie und Alie einen Plan aus. Sie füllten leere Reissäcke mit getrocknetem Gemüse und Maniok. Außerdem stopften wir alle eine Garnitur Kleider zum Wechseln und etwas Bettzeug in die Säcke. Von da an schnappten wir uns jedes Mal, wenn der Dorfvorsteher Rebellenalarm gab, unsere Säcke und flüchteten im Gänsemarsch hinter Alie in den Busch.

Nach einer Weile gehörte dieses Verstecken zu unserem Alltag. Wir breiteten unsere Strohmatte auf einer Waldlichtung aus und blieben dort manchmal einen Monat lang. Zuerst hatte ich eigentlich keine Angst. Wir Kinder spielten weiterhin, genau wie im Dorf, sangen und lärmten bedenkenlos. Nachts am Feuer erzählten wir uns Geschichten oder das, was wir über den Krieg gehört hatten. Wir lagen auf dem Rücken und starrten den Mond und die Sterne an. Ich erinnerte mich allerdings, dass mir mein Vater vor langer Zeit eingeschärft hatte, auf keinen Fall die Sterne zu zählen. »Wenn man das tut und an den Stern gerät, der man selbst ist, stirbt man«, hatte er gesagt. Ich war nicht sicher, was er meinte, aber sterben wollte ich auf keinen Fall!

Als die Rebellenwarnungen immer häufiger wurden, mussten wir uns beim Verstecken im Busch ruhiger verhalten. Wir kochten unser Essen nicht mehr, damit die Rebellen den Qualm unserer Feuer nicht entdeckten, und manchmal aßen wir einen ganzen Tag lang nichts als rohen Maniok, der hart und trocken ist und fad schmeckt. Alle flüsterten nur noch. Ich zuckte bei jedem Geräusch zusammen, etwa wenn im Busch hinter der Lichtung ein Zweig knackte. Manchmal hörte ich zufällig mit, was die Erwachsenen besprachen. Sie sagten, dass die Rebellen die Menschen nicht nur umbrachten, sondern sie folter-

ten. Danach sprach ich im Wald kaum noch. Wenn wir uns versteckten, blieb Ibrahim oft dicht bei mir und gab acht, dass ich in Sicherheit war. Dann machte es mir nichts aus, wenn er mich herumkommandierte.

Als wir während der nächsten Trockenzeit wieder Berichte über die Rebellen hörten, entschied der Dorfvorsteher, dass wir uns alle nach Manarma, in ein anderes Dorf flüchten sollten.

»In Manarma gibt es viele Leute«, erklärte er, als wir uns versammelten, um seinen Anweisungen zu lauschen. »Da werden wir sicherer sein als hier oder im Wald.«

Der Tag, an dem meine Familie nach Manarma aufbrach, unterschied sich zunächst in nichts von jeder unserer anderen Fluchten aus dem Dorf. Sowie der Vorsteher die Lage für sicher erklärte, wollten wir wieder in unser Alltagsleben zurückkehren.

Aber dieses Mal sollte es anders kommen.